

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

214 (15.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterkaltkuring und Wissen

Der Birnbaum

Ein sehr bekannter und insofern schon toter Dichter schrieb einmal von einem herblichen Birnbaum, der da lautet . . . Gerade gegenüber von meinem Fenster steht auch ein Birnbaum, und nun weiß ich erst, was der Dichter gemeint hat. Fast vernimmt man jedes das Säulen der reifen Fruchtglocken, wenn ein vorfrühtiger Wind durch das hohe Geäst geht und an ihnen rührt. Ich sah die kleinen grünen Anfänger, wie sie allmählich größer wurden, wie die Augustsonne sie schminzte. Und nun hängen sie frisch, strahlend, zum Blühen.

Leider reicht mein Arm nicht hinüber. Ich würde sonst nämlich eine — stehlen. Ja, ohne Zögern stehlen. Eine nur. Denn so verlockend darf nun einmal kein Birnbaum dastehen. Wer sollte das auf die Dauer aushalten! Die prallen Früchte täglich, stündlich und habe den Geschmack des starken Saftes schon auf der Zunge. Nur die räumlich begründete Unmöglichkeit bewahrt mich davor, heimlich eine abzuholen. (Mit Schreden und echt Brandenburgischer Reiz hatte ich der Stunde, da andere, völlig gleichgültige Leute sie abernten, scheinlich mit gleichgültigen Gesichtern, ohne Sehnsucht, ohne Freude, höchstens vielleicht der auf klingenden Gewinn.)

Es bleibt dabei: stünde der Baum näher, ich würde eine der wundervollen Früchte stehlen.

Nun sagen Sie: ich propagiere öffentlich in der Zeitung die Liebertretung des lebenden Gebotes.

Schlagen Sie sich an Ihre sündige Brust: wie oft schon haben Sie anderen Leuten etwas weggenommen! Erst vor fünf Minuten erzählten Sie einen Biß, über den sich Ihr Nachbar freut lachte. Stammte der Biß, der Sie als geistreichen, gewandten, unterhaltenden Menschen deflorierte, von Ihnen? Nein. Sie erzählten ihm — ebenso wie Ihr Vorgänger — ohne Quälensgabe weiter, und der andere wird es genau so tun. Der sündige Urheber aber ist vielleicht als Brotel vertriehen und haust in einer Bodenkammer.

Oder Sie brühten sich mit einer Weisheit, der es niemand ansehen kann, daß Sie sie im Verlauf eines Gesprächs, einer Rede, einer Debatte von anderen abgelauscht haben. Sie sagen nie: das sind nicht meine Forschungsergebnisse . . . sondern Sie sagen einfach: meiner Ansicht nach . . .

Bitte, das ist auch Diebstahl, aber darüber regt sich niemand auf; es ist Gewohnheit geworden. Wenn ich aber durch mein andächtiges Beobachten, Tage und Wochen hindurch, gewissermaßen ein ideales Aredo auf die Frucht eines Baumes erbeude und dieses stille Aredo plötzlich eine materielle Wendung nähme, dann würde alles zum Himmel schreien, und die Birne würde mir juristisch unverdaut ewig im Magen liegen bleiben.

Wie ungerecht ist doch diese Welt!

Satirikus.

Spätsommertag

Das ist ein Tag, wenn vor leichtem Winde die weißen Wolken segeln, wenn durch Lichtwellen vielstündigen Spinnweben gleiten und über Stoppeln hin der Geruch feuchter Erde und Rauch von Feldfeuern streicht! Es ist ein Singen in der Luft, ein Rauschen in den Bäumen, das nicht mehr den kurz schwingenden Rhythmus des Sommers hat, sondern schon den langsam schwebenden Atem stürmender Herbstgewalten. Aus vergilbten Blätterwolken drängen sich die Farben der Früchte gelb und rot und blau.

Am Wiesenerande, einem unter riesigen Kastanien träumend, liegt eine Hoffelle. Gehäus, über das der rote Schein reifer Ebereschen fließt, begleitet den Weg nach der Wiese. Durch die Geheimnisse des Schilfrundes glänzt irgendwo ein Wasserlein.

Dort macht Peter, der Storch, seine langen, langsamen Schritte. Eben hat er einen fetten Frosch gefressen. Nun aber er nicht mehr. Er weiß überhaupt nicht recht, was er will. So unruhig ist er seit einigen Tagen, als müsse er immerfort fliegen. Und auch wieder hat er keine Lust. Etwas behäbig ist er geworden. Die dummen Frösche sind ihm sozuzulagen in den Schnabel hineingehüpft. Er mendei den Schnabel mal so und mal so, hebt die schwarzen

Zugspitzen nach einem Drachen, der hoch oben schlingert, und statt stolz nach dem Hofe hin. Schlafen will er, auf dem Dache der Scheune. Aber er kann nicht schlafen. Die weißen Wolken, der Wind! Sie locken ihn. Peter entfaltet die Schwingen und schwebt in engen Kreisen.

Er bemerkt gar nicht, daß über ihm in den weißen Wolken viele Störche schwimmen. Dem Fluge nach zu urteilen sind sie aufgeregter. Ehe Peter noch weiß, was vorgeht, ist er von einer Störchen- schar umgeben. Rann! Peter läßt sich auf das Scheunendach nieder. Die fremden Störche folgen ihm, nehmen Platz, wo es gerade paßt; auf dem Bauernhaus, auf der Scheune, auf einer offenstehenden Tür.

Peter guckt nur. Aus dem Geklapper, das nun anhebt, kann er nicht recht klug werden. Mitkommen soll er, weit fort, nach Ägypten.

Aber Peter will nicht. Er hatte es hier sehr gut. Und doch. Unruhe ist in ihm. Er möchte fliegen, immerfort fliegen durch die helle Luft. Ein Geklapper hebt nun an, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Die Reizegesellschaft fliegt auf, kreist und entschwindet.

Und Peter ist mit ihnen. Die Kinder des Hofes sehen ihm nach, bis ein silbriges Wolkengebilde ihn den Blicken entzieht. In den Obstgärten gehen sie dann. Der reich bis tief in die grüne Wälder der Wiese hinein. Da leuchten die Früchte gelb und rot und blau. Wenn aus dem weiten Wiesenland ein Windhauch heraufweht, dann plumpst es leise im Gras, hier, dort, überall. Mit stillen Feuerhänden gibt die Natur, was sie geschaffen hat in frohen Stunden. Noch scheint die Sonne, aber Bäume und Sträucher, alles ist schon müde. Graue Spinnweben legen sich still um ihre Häupter. Gelbe Blätter rascheln auf den Wegen. Paul Behlau.

Napoleons Fort in Ostende

„Von Ostende aus pflegte Napoleon, nach England zu sehen.“ Man sagt von Karl dem Großen, daß er, nicht viel weiter südlich, hochbetagt meerowärts geflohen habe, wo die ersten Schiffe nach England zu flüchten, das sich auch dann noch nicht denken wollte, als das geborgene Europa den Eroberer ertragen lernen mußte. Ostende war sein „Fenster nach England“.

Beim Feuerurm nördlich vom Hofe, mitten in den Dünen, liegt das alte Fort Napoleon. Aus dieser einstigen „Pistole auf die Brust Englands“ haben die Ostender von 1932 ein Museum gemacht, das den Namen des Korfers trägt. Für ein Museum liegt es reichlich weit vom Wege ab; es bedarf einer Fähre und eines Spazierganges an einsamen Strände, um das fünftausend Quadratmeter mit seinen Schießscharten und den später ausgebauten Bogenstellungen, seinen eingetrockneten Wallgraben und den niedrigen Kasemattingängen zu erreichen. Auch der raffinierteste Geschichtsforscher möchte nicht behaupten, daß Napoleon hier ein Museum hat schaffen wollen, obendrein noch ein Museum — für Engländer.

Denn das ist der neueste Beleg für das vielberühmte Wort vom Treppentritt der Weltgeschichte: die Engländer, die vom Fort Napoleon aus mit dem Schreckfächer der Invasion bedroht wurden, haben heutzutage Ostende als Touristen Sommer für Sommer so vollkommen in der Tasche (lies: Brieftasche), wie Napoleon es sich für Dozer gewünscht hätte. Und mit dem ihnen eigenen Pfligma besetzen sie das Fort ihres Todfeindes — als Museum.

Die Ostender sind so geistig gewesen, statt einer bloßen Ruhmeshalle für den Eroberer ein Heimat- und Geschichtsmuseum für Ostende und Westflandern im alten Fort unterzubringen. Eine Büste des Kaisers und einige Andenken an ihn sind die wenig umfangreiche Konzeption an den Namen.

Wie eine Wäflerruine dauernd verlandet, so ist Napoleons Fort im Laufe der Zeit immer wieder für die verschiedensten Zwecke ein wenig freigelegt worden. Im Jahre 1870 hausten hier französische Soldaten, Entkommene von Sedan, die die belgische Regierung hier internierte. Während des Weltkrieges dienten die Kasemattingebäude den Offizieren der vier in der Nähe eingebauten deutschen Batterien als Kasino. Was im Laufe dieser und früherer Jahre in mühsigen Stunden an die dicken Wände gekriegt und gemalt worden ist, das beglückte heute internationale Besucher, und es fehlt dabei nicht an bestem Lachen wie an latärischen Witzeln. Denn die Ostender haben, das ideale Ziel eines Heimatmuseums mit dem geschäftsfähigen Wunsch nach Schaffung eines neuen Anziehungspunktes für die Fremden verbunden, alle „Wandmalereien“ liebevoll stehen lassen, haben sogar diejenigen, die in der ersten Hälfte des Siegturms von 1918 als beleidigend überpinselt worden waren, sein säuberlich wie farbige Gemälde restaurieren lassen. . . . Dort sein außerdem wie farbige Gemälde restaurieren lassen. . . . Dort sein außerdem wie farbige Gemälde restaurieren lassen. . . .

Verjüngung durch Höhenluft

Die Luftschiffer haben schon bemerkt, daß in Höhen über 4000 Meter eine Abnahme der Sauerstoffspannung in der Lunge und eine Zunahme der Kohlendioxidspannung eintritt. Das bedeutet eine Verstärkung der Sauerstoffaufnahme durch die Lunge, das Blut wird reicher an Sauerstoff und in seinem spezifischen Gewicht erhöht; auch enthält es mehr Hämoglobin. Diese Erscheinungen, die in der Praxis eine größere Widerstandsfähigkeit, „mehr Energie“ bedeuten, lassen sich im Tieflande nur durch konsequentes und hartes Training erreichen. Im Hochgebirge stellen sie sich von selbst ein; und zwar beginnen diese günstigen Veränderungen bereits bei 1000 bis 2000 Metern und nehmen bei 3000 Metern noch zu. Dagegen zeigen sich in Höhen über 4000 Meter die unangünstigen Gewichte im Lebergewicht. Mit einem Schlag wird es dem denkenden Leser nun klar sein, warum man im Gebirge mehr Strapazen erträgt und ganz gewaltige Leistungen zu denen man in der Ebene nur schwer fähig wäre, mit Leichtigkeit ausführt, warum aber auch die Verdauung und Abkühlung des Körpers rascher erfolgt, demzufolge das Ruhebedürfnis größer, der Schlaf tiefer, das gesamte Seelenleben im Sinne einer normierten Frische gesteigert, die Stimmung gehoben

ist, vollkommene und voll Verständnis für das Wort des Dichters: „Seid umhungen Millionen! Diesen Ruf der ganzen Welt!“

Da übrigens die geschilderten Erscheinungen in den tropischen Hochgebirgen in viel bedeutenderen Höhen auftreten als in den Alpen, scheinen sie nicht allein von der mit den Höhen zusammenhängenden Veränderung der Luft, sondern auch von anderen Momenten, wie Feuchtigkeit, Temperatur, Gesteinsverteilung in der Luft abzuhängen. Immerhin spielt die Luftverdünnung wohl die erste Rolle hierbei, aber es ist merkwürdig zu beobachten, wie sich ihr gegenüber nicht alle Menschen gleich verhalten. Wenn auch unser Organismus entsprechend der Höhe, in der wir uns dauernd aufhalten, einem bestimmten Luftdruck und Zustand angepaßt ist, so doch also z. B. auf den zentralasiatischen und amerikanischen Hochgebirgen in 4000 und 5000 Metern Höhe noch Städte geblieben, so ist doch jeder einzelne Mensch diesen Verhältnissen gegenüber subjektiv empfindlich. Unter den Bergbewohnern gibt es manche, denen das Zeug zum richtigen Alpinisten fehlt, und es gibt wiederum genug Berliner oder Hamburger, die sich schon beim ersten Besuch des Hochgebirges als geborene Bergsteiger erweisen.



Aber für die ersten paar Jahre war das ausgeschlossen. Sie war ja auch noch so jung. Eben erst zwanzig geworden.

Bei Robert lagen die Verhältnisse anders, aber er sehnte sich auch nach einem eigenen Heim. Er war alleinstehend, seine Eltern waren tot, und er lebte möbliert. Wenn er auch ein nettes Zimmer und verträgliche Wirtsleute hatte — sie ließen ihn schalten und walten wie er wollte, er konnte Besuch empfangen so oft er Lust hatte, ohne daß sie sich darum kümmerten —, so vermißte er doch oftmals, wenn er abends zu Hause saß, sein Alleinsein und sehnte sich nach einem Menschen, mit dem er immer zusammenbleiben konnte und nach einem geregelten Leben. Er hatte das Kneipensessen bis obenhin satt.

Das Alter zum Heiraten hatte er auch — er war achtundzwanzig — und mit Grete hoffte er ganz gut auszukommen. Sie war anspruchslos, stammte aus denselben Verhältnissen wie er und war nett und einnehmend. Daß sie kein Geld mitbrachte, mußte er, und über die Art, wie sie es in den ersten paar Jahren halten wollten, hatten sie sich ausgesprochen und waren darin einer Meinung.

Robert war jetzt damit beschäftigt, seiner Grete erst mal „vernünftige Ansichten beizubringen“, wie er sagte. Nach jener ersten Verammlung, die sie damals besucht hatten, war Grete Feuer und Flamme gewesen. Es schien alles so kinderleicht; die Gedanken und Folgerungen, die der Redner entwickelt hatte, mußten sich doch in kurzer Zeit verwirklichen lassen, wenn alle einig waren. Wer das hörte, was der Referent da so überzeugend vortrug, der mußte doch zu derselben Ansicht gelangen. Es war doch alles so einfach: Wenn alle Arbeitnehmer sich in der Organisation zusammenschlossen und den Chefs ihre Forderungen diktieren, mußten

die dickköpfigen Herren doch nachgeben. Es blieb ihnen ja weiter nichts übrig!

Robert dampfte ihr erstes Feuer empfindlich. Er war in diesen Dingen erfahrener und hielt es für richtig, ihre Begeisterung auf ein vernünftiges Maß zu bringen, damit sie später durch die unausbleiblichen Enttäuschungen nicht entmutigt wurde und das Vertrauen zur Sache verlor. Er stärkte sie über die vielfältigen Gegenströmungen auf; zeigte ihr, wie auch im Gewerkschaftsleben die verschiedenen Richtungen in scharfem Gegensatz zueinander standen. Er erläuterte ihr den Unterschied, der zwischen dem Zentralverband, dem Gewerkschaftsbund und dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband bestand.

Er zeigte ihr die Zusammenhänge; die Interessen, welche die einzelnen Organisationen vertraten, und die Interessengruppen, die hinter gewissen, angeblichen „Arbeiter“-Organisationen standen.

Nachdem sie ihre anfängliche Enttäuschung übermunden hatte, begriff Grete sehr schnell mit dem praktischen Sinn des Großstadtmädchels die Größe der Aufgabe und die Grenzen, die der Tätigkeit des einzelnen gesetzt waren. Robert, der sich über ihr Interesse freute, gab ihr immer mehr Gelegenheit, sich das nötige Verständnis und Wissen anzueignen. Sie besuchten gemeinsam Versammlungen, er gab ihr Bücher zu lesen, die sie über das Entstehen der Gewerkschaftsbewegung und der gefamten Arbeiterbewegung informierten.

Als Grete einige Wochen nach jener ersten Verammlung in den Kammerläden ihren Eintritt in den Zentralverband vollzog, tat sie es im vollen Bewußtsein der Aufgabe, die sie damit übernahm. Sie war fest entschlossen, in ihrer Firma so kräftig wie möglich für den Verband zu agitieren, um nach Möglichkeit erst einmal die Wahl eines Betriebsrates zustande zu bringen.

Robert, dem sie ihre Pläne vortrug, freute sich zwar darüber, aber er riet ihr zur Vorsicht.

„Wenn es bei euch so ist, daß der Chef alles erfährt, was sich im Betrieb ereignet, dann würde ich dir raten, möglichst unauffällig vorzugehen. Weber du noch der Verband hat einen Nutzen davon, wenn man dich eines Tages kurzerhand entläßt. Laß dir Zeit bei deinen Bemühungen, verhalte dich vorsichtig nur an Kollegen heranzukommen, von denen du als sicher annehmen kannst, daß sie nicht zu den Zuträgern gehören. Es ist vorteilhafter, ihr seid eine kleine Gruppe

Zuverlässiger, die im Notfall fest zusammenstehen, als ein großer Haufen nur halb Interessierter, auf die kein Verlaß ist.“

Grete sah ein, daß Robert recht hatte. Es stimmte, was er sagte. Wollig zweifelnd wäre es, wenn sie Werbematerial mitnahm und in der Firma verteilte, der Erfolg würde derselbe sein wie damals bei dem Vater: man würde sie am Ultimo ins Privatfonktor rufen und ihr unter irgendeinem Vorwand kündigen. Der Gefahr mußte sie zuerst in Frage weichen. Sie überlegte. Wer kam da wohl zuerst in Frage?

„Weißt du“, sagte sie, „ich glaube, bei uns im Sortierraum laufe ich keine Gefahr, daß ich von den Mädeln verpöbelt werde. Die Wieze ist zwar leichtsinnig, aber so was macht sie bestimmt nicht. Und die anderen beiden, die Heide Müller und die Erna Zahnte auch nicht. Die sind eigentlich alle drei recht vernünftig, da werde ich am ehesten Erfolg haben.“ Sie überlegte weiter. „Dann läme noch die Martha Wiesener in der Expedition in Frage. Aber bei der muß ich sehr vorsichtig sein. Sowie die Sperrern was merkt, bin ich geliefert. Er nennt bestimmt gleich zum Chef.“

Robert stimmte ihr zu. „Dann laß es man vorläufig mit den Vier genug sein. Sieh erst mal zu, ob du sie für die Sache interessieren kannst. Und überlebe es nicht — laß dir Zeit, damit sie sich in Ruhe damit vertraut machen können.“

Von da an brachte Grete im Geschäft das Gespräch immer häufiger auf die Verhältnisse und die niedrigen Gehälter. Dann stochte sie hin und wieder eine Bemerkung ein, wie ganz anders es doch in solchen Betrieben sei, in denen alle organisiert wären, und erlebte eines Tages die Freude, daß Heide Müller sie bat, ihr doch mal Beiseid zu sagen, wenn sie zu einer Verammlung ginge. Sie möchte gern einmal mitgehen. Grete versprach freudig, ihr den Wunsch zu erfüllen.

Bei Wieze Renner war es ungleich schwerer, Interesse für andere Dinge als für Kavalier und neue Kleider wachzurufen. Sie war viel zu leichtsinnig und oberflächlich, um sich ernsthaft mit einer Sache zu befassen; noch dazu mit einer für ihre Begriffe so trockenen, wie es politische und gewerkschaftliche Fragen waren.

Sie gab das auch ganz offen zu. „Weißt du, Grete“, sagte sie, „du sollst vollständig im Recht sein mit dem, was du uns hier immer predigst. Aber ich kann mich nun mal nicht dafür begeistern.“ (Fortsetzung folgt.)